

Jean-Philippe Toussaint - Berliner Fußnoten

Jean-Philippe Toussaint, Franzose, Korse, Schriftsteller Einzelgänger, ist zu Gast in Berlin. Der DAAD hat ihn für ein Jahr eingeladen. Er spricht kaum deutsch, läuft durch die Stadt und sieht sich die Inländer an, lauscht ihren merkwürdigen Reden, betrachtet ihre staunenswerten Bräuche, ihre Fremd und ihre Frechheit. Jean-Philippe Toussaint von dem es in deutscher Übersetzung vier überaus empfehlenswerte Romane gibt, hat für unsere Beilage seine Berliner Erlebnisse aufgeschrieben. Friedhelm Kemp hat sie aus dem Französischen übersetzt:

Berliner Fußnote 1

Sehr oft, ich weiß nicht warum, wendet man sich in Berlin an mich, um eine Auskunft zu erbitten. Warte ich unauffällig an einer Bushaltestelle, in meine Betrachtungen versunken und die Hände in den Taschen, so dauert es in der Regel keine fünf Minuten, bis eine alte Dame oder ein alter Herr, ein Radfahrer, eine junge Mutter mit dem Kleinen im Kinderwagen, ein Müllkutscher, was weiß ich, vor mir anhält und mich um eine Auskunft bittet, wo diese oder jene Straße sich befinde, irgendein Theater, ein Laden. Ich muß schon meinem Aussehen nach Vertrauen einflößen, ein großer Blonder wird doch in diesem Viertel Bescheid wissen. Das ist fast so, als trüge ich, wenn ich meine Wohnung verlasse, immer den gleichen blauen Rock eines Auskunftsbeamten, mit einer Armbinde der BVG und einen Fahrplan der Stadtbahn in der Hand, so daß die Leute, die mich nun endlich fänden, nachdem sie mich im ganzen Viertel vergeblich gesucht hatten, sich alle auf mich stürzten, um mich nach dem Weg zu fragen. Ich antworte stets gutwillig, geduldig und auch zuständig, unbeschadet meines französischen Akzents, der seltsamerweise die erteilte Auskunft äußerst verdächtig erscheinen läßt, ganz und gar unzuverlässig, als ob eine gründliche Ortskenntnis notwendigerweise von einer einwandfreien Kenntnis der Landessprache begleitet sein müßte. Übrigens dankt man mir nicht, man verkrümelt sich eher und entfernt sich stracks im Gegensinn der von mir angegebenen Richtung, mit einem letzten mißtrauischen Blick und Ausschau haltend nach einem

Deutschen, den man in diesem Viertel anhalten und belästigen könnte.

Berliner Fußnote 2

Wenn ich in Berlin auf die Bank gehe, hebe ich meist fünfhundert Mark ab, das ist eine runde Summe. Ich fülle meinen kleinen Zettel aus, schiebe ihn am Schalter durch die hierfür angebrachte Öffnung, und während der Bankangestellte sich mit seinem Computer befaßt, lehne ich vor mich hinträumend am Schalter und betrachte die übrigen Bankangestellten, wie sie ihren unerheblichen Beschäftigungen nachgehen. Aus diesem halben Dämmerzustand weckt mich dann gewöhnlich die rituelle Frage, die an mich zu richten der Angestellte nicht verabsäumt, ehe er mir die Scheine aushändigt: "Wie soll es sein?" Dieses Wie ist mir im Grunde völlig schnuppe, und so lautet meine Antwort unweigerlich: "Hundert Mark." Ich weiß nicht, ob dies in grammatischer Hinsicht korrekt ist, jedenfalls tut es seine Wirkung, und ich erhalte jedes Mal meine fünf Hundertmarkscheine, die der Bankangestellte einen um den andern sorgfältig vor mich hinblättert. Manchmal, wenn der Andrang ein wenig größer ist, warte ich, bis ich an die Reihe komme, im vorgeschriebenen Abstand von, sagen wir, drei Metern, und bisweilen beobachte ich von dort aus die Kunden, die vor mir drankommen und deren Antworten auf die rituelle Frage "Wie soll es sein?" ebenso interessant wie unterschiedlich ausfallen. Eine Dame zum Beispiel zieht die Fünzigmarkscheine vor, eine andere bleibt ebenfalls bei den Hundertern, und wieder eine andere wünscht eine kleine Mischung aus beiden, acht Fünzigmarkscheine zum Beispiel und einen Hundertmarkschein. Als ich vorgestern auf der Bank war und der Angestellte zerstreut seine rituelle Frage an mich richtete: "Wie soll es sein?", lautete meine Antwort, daß es mir genehm wäre, wenn die Auszahlung in elf Zehnmark-, vier Zwanzigmark-, vier Fünzigmarkscheinen, einem Hunderter, vier Einemark- und drei Zweimarkstücken erfolgte.